

Erdbeeren.

Von

Beter Robinson-München.

(Nachdruck verboten.)

Ich sah also auf einer Bank in den Anlagen, ganz allein. Das war mir angenehm, denn ich hatte eine wichtige Arbeit vor, um so wichtiger, als sie nicht meinem eigenen, sondern dem Interesse aller guten Bürger dienen sollte. Diese Arbeit war ein sogenanntes „Eingeländ“, das ich an die Zeitung schicken wollte. „Man schreibt uns aus unserm geschätzten Leserkreise —“ „Oho, es würde schon eine Wirkung tun. Feurig führte ich meinen Füllhalter und schrieb, — gewandt, blumig, energisch, und so weiter, ganz so, wie ein „Eingeländ“ aus dem Publikum geschrieben sein muß.

Als ich fertig war, freute ich mich. Da kam eine dicke Frau mit einem Korb voller und setzte sich zu mir auf die Bank. Den Korb stellte sie zollig an. Sie schloß den Deckel auf, — sahne Erdbeeren waren darin, prächtige Erdbeeren. „Möchten Sie nicht ein paar Erdbeeren kaufen?“ fragte die Frau. Ich möchte wohl! — schon, um mich für meine Arbeit zu belohnen — aber ich hatte Bedenken. Die Erdbeeren würden selbstverständlich entsetzlich teuer sein. „Die haben ja auch keine Wage, — und keine Waage“, sagte ich zu der Frau. „Sie nicht. — Na ja, — die Wage und die Waage hat meine Tochter. Die ist da drüben in die Häuser gegangen, — auch mit Erdbeeren. Aber ich hab's Gewicht im Griff. Und die Waage, — na, ja, paar Erdbeeren können Sie ja gleich hier essen.“ Sie schob den Korb näher zu mir. „Sehn Sie sich bloß mal die Dinger an, — solche Erdbeeren gibt's ja sonst gar nicht.“

Ja, die dicke Frau hatte ganz recht. Ich machte ihr einen Vorschlag. „Ich werde ein paar Erdbeeren essen. So für eine Mark. Oder sagen wir: für einsechzig. Sie passen dabei auf, und wenn sie merken, daß ich genug für's Geld habe, dann sagen Sie's. Gehen Sie sich gar nicht!“

Die dicke Frau war einverstanden. „Na, denn man los!“ sagte sie, und ich nahm mir die erste feisige Erdbeere. O wunderbar, köstlich, — nach langen Jahren die erste feisige Erdbeere! Die Frau nickte mir freundlich zu. „Ja, das schmeckt!“ Ich konnte ihr an Gesicht ansehen, daß sie innerlich sehr deutlich „Eins!“ geäußert hatte.

Ich nahm mir die zweite Erdbeere und zeigte der Frau das Blatt mit meinem „Eingeländ“. — „Das ist was für Sie! Sehn Sie sich das mal an, — das wird Sie außerordentlich interessieren.“

Jägernd nahm sie das Papier und ich mir die dritte Erdbeere. „Da muß ich mir eben Briefe aufsehen“, meinte sie. Unstündlich suchte sie nach diesem optischen Instrument. Inzwischen sah ich schnell sechs Erdbeeren.

Die dicke Frau fing an zu lesen: Eingeländ! Ein Vorschlag zur Centung der wunderbar bösen Döhrstrie. — Sie sah mich ein dighen höhnlich an. „Das glauben Sie doch selbst nicht, daß grad Sie die Döhrstrie runterbrücken werden.“ Ich zeigte einladend auf das Papier, daß sie nur weiterlesen möchte, — reden konnte ich nicht, denn ich hatte den ganzen Mund voll Erdbeeren.

Die dicke Frau sah weiter: Die Hoffnung der Hausfrau, nach so langen Entbehrungen ihren Kindern nun wenigstens hin und wieder etwas feisiges Obst oder zu dem mit so großen Opfern hergeschafften Mehlbeise eine Schüssel guten, selbst bereiteten Kompotts vorsetzen zu können, scheint ich nicht erfüllen zu wollen. „Nanu, — wenn sie's zahlen kann!“ brummte die dicke Frau. Sie sah gar nicht mehr von dem Papier auf. — Feislich, Döhr ist in genügender Menge da. Wohl man auf den Straßen blüht, sehen Karren mit gewaltigen Bergen von Kirichen, Johannis- und Stachelbeeren,

Erdbeeren und anderen Früchten, daß einem das Herz im Beibe lacht. — Ich fand dies auch; besonders gut schienen mir die Erdbeeren.

Aber zu welchen Preisen werden die amuthigen Kinder Kommas angeboten? — „Das ist Quatsch!“ sagte die dicke Frau bestimmt. Ihre Kritik traf mich aber gar nicht. — Ich sah Erdbeeren. — Kalt bemundenswert ist die naive Unerschämtheit der Händler und Händlerinnen, solche Preise überhaupt öffentlich anzuschreiben. — Die dicke Frau fuhrte. Aber verderben wir ihnen das Handwerk! Seien wir einig, diesem schamlosen Wucher in geschlossener Phalanx entgegenzutreten. — Das Wort „Phalanx“ war ein Hindernis, an dem die dicke Frau sich längere Zeit vergeblich mühte; ich sah inzwischen ein halbes Pfund Erdbeeren. — Niemand kaufte auch nur die kleinste Menge von diesem süßhaft teuren Obst! — Die dicke Frau medierte höhnlich. — Verzagen wir uns den Genuß! Nur auf kurze Zeit, auf eine Woche oder zwei. Wenn den Händlern und Händlerinnen, die doch nur, um der Nähe solider Arbeit aus dem Wege zu gehen, ihr Hautiergewerbe treiben — die dicke Frau machte ein feisiges Gesicht — das Obst verkauft, werden sie sich schließlich, den Großhändlern und Exporteuren die verlangten Preise zu zahlen. Wir haben das Mittel, uns zu helfen, selbst in der Hand. Nagen wir es! Werdung sein Obst! sei die allgemeine Parole. Ein alter Womont. — „Sie!“ sagte die dicke Frau, „hören Sie! Da schreiben Sie so was, und gleich nachher essen Sie dann —“

Aber da fiel ihr Blick auf ihren Korb. Ihre Stimme stieg zu freudiger Höhe — — — und dann frassen Sie gleich nachher Erdbeeren. Den halben Korb haben Sie mir ausgekreut. Nun hören Sie aber auf! Für dreißig Mark Erdbeeren haben Sie gekreut, aber mindestens!“

„O nein, liebe Frau, — nur für eine Mark und fünfzig Pfennige“, sagte ich und reichte ihr das Geld. „Wir haben ja abgemacht, daß Sie mir sagen sollten, wenn ich aufgehört hätte. Und das haben Sie eben erst getan. Und ich habe auch sofort aufgehört. Aber ich hätte auch wirklich nicht mehr essen können. Wahhaftig, liebe Frau, ich plage Sie nicht.“

Dortjes Lied.

Von

Albert Maack.

Die Sonne eines Spätsommermorgens stand am blaß-blauen Himmel. —

Dortjes sah in der friedlichen Heide, flücht ihr langes, braunes Haar zu weichen prachtvollen Flechten und sah den weichen Halt zu, die über den gerlichen Heideblüten tanzten.

Dortjes hatte die Heide und die Falter lieb, genau so lieb wie die Sonne und so lieb, wie sie ihr silberhaariges Großmütterlein gehabt hatte, das nun bereits seit dem Frühling auf dem kleinen Friedhof an der Dorfstraße schlief. Weiße Trauerrosen hatte Dortjes auf die harte, irdene Dede gepflanzt, mit der man die Großmutter zugebend hatte und abends, wenn die große Linde an der Kirche nur noch ganz leise die Blätter wiegte, sah Dortjes bei dem kleinen Giebel, jenseits hinführende Träume und sah den dunklen Nachtskären zu, die um die weichen Rosen summten. —

Dortjes war nun allein und hüte tagsüber dem Großbauern die jungen weichen Sämler. Sechzehn Jahre war sie alt, aber in ihren Augen lag Schmelz nach Kinderjahren und auch das Sieb, das sie brauchen auf der Heide oder auf der Wiese bei den Sämlern lang, lang so rein, wie das Lächeln jener Kinder, die jubelnd die ersten Frühlingssämler aus dem Wald heimtragen. —

Nur wenn sie Wäbbo, den jungen großen Schäfer sah, war es Dortjes eigentümlich. Dann begann das Blut in ihren

Abern leise zu jagen und zu brennen, daß sie ängstlich wurde. Wäbbo war hoch und schön und wenn er an Dortjes vorüberkam, fragte er sie wohl nach der Heide und den Sämlern. Und Dortjes freute die weichen Arme an den zitternden Körper und gab unruhige Worte zur Antwort. —

„Nun heute, als Dortjes gerade ihr Lied sang, kam Wäbbo und setzte sich zu ihr auf den blauen Heidepfad. — „Singt immer so schön, Dortjes. Woher hast du denn das Lied?“

„Von der Großmutter.“ — „Ach so!“ — Wäbbo schaute einen Augenblick. — „Die Lerche die morgens über den jungen Sämlern aufsteigt, singt nicht schöner als du, Dortjes.“

Dortjes zitterte und Wäbbo sah, daß sie schön und hilflos war wie die blaue Kornblume am Rand eines Weizenfeldes. „Dein Haar ist braun und lieb wie später Herbst, und deine Augen schauen sehnsüchtig wie junge Schwärzer nach der Sonne. Weißt du das, Dortjes?“

Da hängten sich zwei weiße Arme fest um seinen starken Nacken. — — —

Und über die Heide taumelten bunte Falter. — — —

Die weichen Trauerrosen auf dem Friedhof blühten noch immer. Aber die Sonne wollte heute morgen nicht golden werden und hatte einen weichen Schleier vor ihr lässlich gelegt. Die Falter schienen müde zu sein und taumelten wieder um die Blüten. — — —

Dortjes sah allein und lang ihr Lied. Aber es klang traurig wie das Lied eines Vogels, dem man sein Nistchen raubte, klang wie der Morgen eines Landes, das kein Sonne sah. — — —

Und ein Wind ging über die Heide, ländete leise mit Dortjes Jopjen und raunte: „Kleine Dortjes, nun hat der Wäbbo gestern um des Großbauern Wita gefreit und sie zum Weib bekommen. Kleine, dumme und liebe Dortjes, Sieh, was soll der Wäbbo mit dem kleinen Magd, die die Sämler hütet. Die Blumen sind schön, aber immer lieb hat sie nur die Sonne. — — —

Still lüfte der Wind die weiche, heiße Seiten und zelte weiter. — — —

Um Dortjes Weid taumelten müde die bunten Falter. — — —

Operationen auf hoher See.

Auf den großen Passagierdampfern werden in unseren Tagen Operationen auf hoher See mit derselben Sicherheit ausgeführt, wie auf dem Lande. Ein solches Schiff hat nicht nur seinen vortrefflich ausgestatteten Krankenraum und zwei oder mehr erfahrene Chirurgen, sondern auch einen Operationsraum, der mit den neuesten Apparaten, Sterilisationsvorrichtungen und Beleuchtungsanlagen ausgestattet ist. Krankenraum und Operationsraum sind gewöhnlich in der Mitte des Schiffes zwischen den Decks eingebaut, weil hier die Bewegung des Schiffes am wenigsten zu fühlen ist und die durch die Maschine hervorgerufenen Erschütterungen überhaupt nicht. So ist also unter normalen Verhältnissen volle Sicherheit dafür geschaffen, daß auch die schwierigsten Operationen auf hoher See mit gutem Erfolg ausgeführt werden können. Wenn aber stürmische Wetter herrscht, dann ist die Aufgabe des Schiffschirgen allerdings schwieriger. In dringenden Fällen bittet dann der Arzt den Kapitän, die Maschine zu stoppen, das Schiff zu wenden und mit dem Wind treiben zu lassen, bis die Operation vorbei ist. Die Erschütterung wird dadurch auf ein Mindestmaß beschränkt. Bei seinen Operationen wird der moderne Schiffschirurg unterstützt, von dem „Krankenraum“, der gewöhnlich ein er

Geschmückt mit Leichtsinnigen bunten Bändern. . .

Roman von

Fred Hellus.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman“, Leipzig.)

19. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Baronessie Johanna am Hügel griff den letzten gemeinsamen Afford. Und als der Ton in herberdem Hauch verklang, wendete Frau von Algot den Kopf. Ihr immer ein wenig hochmütiger Blick begegnete den träumend sehnsüchtigen Augen von Kurt. Wie man es einem guten Freunde tut, nicht sie ihm mit einem kleinen freundlichen Lächeln zu.

Das Gespräch wendete sich zu Theater und Kunst. Kurt hatte wiederum Recht. Er gab sich Mühe, etwas kritisch Geheites zu sagen. Aber seine Gedanken fanden keinen verlässlichen Halt. In Fragen von Musik und Kunst war er als Leutnant einer kleinen Probingsarrison wenig versiert. Ueber Königsberger Theaterverhältnisse wußte er nicht Bescheid. So sah er wieder und schwieg.

Graf Ludner kam. Rüdte ein Seifchen neben Kurt. Räum sich in vornehmer, glittiger Art feiner an. „Lassen Sie sich nur Zeit, Herr Erker. Sie jünden sich bei uns schon jineten. Unsere Döhrstrie sind eine vielbere Art. Ein Komney ist bald da. Kommen Sie nur oft. Für Ihre Artikelchen findet sich dann auch dies und das.“

Er wünte Frau von Algot, die sich eben um den Beischiff bemühte, heran. „Herr, Annelies — Dein Dresdner Freund.“ Er machte ihr Platz. Ueberließ die beiden sich selbst.

„Recht möchte ich aber mal hören, was Ihnen das Leben gebracht hat. Von jenem Abend in Dresden an.“ Wieder wie damals in Dresden als er ihr von Wutthen erzählt, lagen die großen, glänzenden Augen forschend auf Kurt.

„Ich war in Joppot zu Haus“, sagte er. „Wurde über dem Wutthen von Mutter und Schwester vermöhnt. Geplagt.

Nun höse ich hier auf eine Existenz. Darf ich ammakend sein — als Literat.“

Sie nickte. „Ach höerte eben davon. Hätten Sie doch, nur recht schönen Erfolg. Ich würde mich herzlich freuen. Und wie leben Sie nun jonn? Haben Sie Freunde — Verkehr? Oder leben Sie Ihr Leben allein?“

Es war eine Frage, wie eine lebenswürdige Frau sie auch ohne tieferes Interesse wohl tut. Eine rein formale Freundlichkeit — jonn nichts. Und doch schön kurz das Blut nach dem Kopf. Er kam sich dieser Frau gegenüber vor wie ein unweines Tier.

Er erzählte von dem lustigen Geleert. Von seiner ledten, freudestürmenden Art. Ihn jiel da etwas ein. Und gleich lachte er froh und befreit. „Unwürdige Frau — mein Freund ist nicht nur Philosoph, auch Poet. Er sieht geschmückt mit Leichtsinnigen bunten Bändern auf des Glück und der Freude jonnigen Pfad.“

„Si... ei... Das Klingt. Diese bunten Bänder geben dem Leben wohl auch oft einen bestrickenden Reiz. Aber... Doch nun Leichtsinn paßt nicht Moral.“

Und sie brach ab. Kurt dachte an den Abend in der Dresdner Bar. Er dachte, daß die Leichtsinnigenbänder auch damals wohl ein wenig im Schmelz geschleift. Damals... in ihrer Ehe vielleicht auch jonn. In jenem Taft, Empfindungen verlegen zu können, lenkte er ab.

„Unwürdige Frau — nun bitte, erzählen auch Sie. Was führt Sie hierher?“

„Die Heimat. Sie wissen, ich bin in Döhrstrie zu Haus. Vater besaß lange Jahre hinter Antlerberg ein Gut. Nach dem Tode der Eltern wurde es verkauft. Aber dem jetzigen Besitzer droht der Konkurs. Und ich hebe zu Verhandlungen. Wahrscheinlich übernehme ich es selbst.“

Sie sprach in ihrer ruhigen, selbstsicheren Art von diesem Projekt.

„Ich bin Landfind. Kenne die dortigen Verhältnisse von früherer Jugend an. Den alten, langjährigen Inspektor meines Vaters nehme ich mit mir. Zudem wohnt neben Walterkehmen auf Wobditten mein Onkel Gyl.

Der geht mir in der Wirtschaft zur Hand. Es muß gehr, Herr Erker — also gehr.“

Sie stand auf. Ein Teil der Gäste küßte der Gräfin bereits abschiednehmend die Hand. Kurt stand in Gruppen umher Kurt küßte, es war Zeit zum Gehen.

„Unwürdige Frau, darf ich Ueberwohl jagen...?“ Frau von Algot wendete sich ihm zu.

„Auf Wiederkehr, Herr Erker. Das war nun heute eine freundliche Schicksalsfügung — nicht? Die hätten wir damals in Dresden wohl nicht erträumt. Hoffentlich sehen wir uns nun recht bald.“

„Gehorjamter Dank.“ Ihn schlug sein Herz. „Bleiben unwürdige Frau noch hier?“

„In Königsberg ja. Ach — bis sich alles mit Walterkehmen geregelt, vergeht noch geraume Zeit. Ich wohne im Central. Aber tagsüber juche ich mir bei Tante und Onkel ein Heim.“

Er verbeugte sich noch einmal. Dann erwies er der Gräfin Reverenz. Empfehlung sich bei Ludner mit Dank. Wie im Traume ging er heim.

Er war — als er kam — weich und lieb. Ein weißes Tüschelchürchen — wie er es so gerne jah — trug sie über Brust und blaum Rock. Ganz hausmütterchen heilt bemühte sie sich um ihn herum. Der Abendrotlich — mit Vieren und Sardellen, Kartoffelsalat, Brot und Butter geziert — stand gedeckt. In der großen Zimmern an dem Kocher dampfte der Tee. Alles sprach: die Wonne der Behaglichkeit ist bereit. Machte Dirs darin nun recht wichtig und warm.

Sie nahm Kurts Mantel und Hut. Sollte die Joppe und Hausjuche heran. Wie ein Küchchen das sie um ihn bemüht. Dann aber hielt sie sich nicht mehr. Das mühsam zurückgedrängte Wort mußte heraus:

„Wie wars...?“

„Ja nun...“ Unter einem Aufkommen der geküßten Kerben juchte er auf. Der Esel kroch an ihn heran. Die Scham über diese ganze unwürdige Existenz, Widerwillen gegen dieses tagelange, aalglatte blonde Weib.

fahrender Bazarettgehilfe ist. Unter den Stearbetten gibt es auf jedem größeren Schiff verschiedene gepulverte Krankenpflegerinnen. Schwächer sind Operationen, wie ein moderner Schiffszug nach länglichen Erfahrungen be- richtet, auf kleineren und älteren Schiffen auf hoher See vorzunehmen. Hier gibt es meistens keinen besonderen Operationsraum, und der Arzt muß daher alle nötigen Vor- richtungen anwenden, um mit den vorhandenen Mitteln die Operation gut auszuführen. Das Krankenzimmer befindet sich auf diesen kleineren Schiffen häufig am Achterdeck, wo die Erschütterung und Schwanfung so groß ist, daß jede irgendwie schwierige Operation unmöglich vorgenommen werden kann. In dringlichen Fällen muß der Arzt dann in einer Kabine operieren, eine peinliche Angelegenheit, da er nur von einer Seite an den Patienten herankommt, aber er muß sich an einer günstigen Stelle des Schiffes einen Operations- raum herriichten. Selten beiderzeitige eine Öffnung auf einem Schiff eine Maßnahme, ohne daß er mehrere Operationen ausführt, nicht nur nach Beschwerden von Wunden oder das Einsetzen gebogener Gliedmaßen, sondern auch ernste Operationen, wie das Entfernen des Blinddarms oder Trepanieren. Die Hilfe des Schiffszuges kommt auf hoher See jedem zu gute, der ihrer bedarf. Deshalb rufen auch Schiffe, die selbst keinen Arzt an Bord haben, größere Schiffe zu diesem Zweck an. Die Krankheitserscheinungen werden dringlich mitgeteilt, und der Arzt gibt dringlich seine Ratseigenschaft. Wenn aber unbedingt eine Operation gemacht werden muß, dann hält das größere Schiff an und wartet, bis der Chirurg auf dem anderen Schiff sein Bestes getan hat, um das Leben des Kranken zu erhalten.

Am Grabe Storms.

Zum 14. September, dem Geburtstag des Dichters.

Von Hans Bethge. (Nachdruck verboten.)

Auf Nummen lagen Nebel dick und schwer,
Am Felsen sah man kaum die Falsigegel.
Die Luft war voll von Rufen grauer Vögel,
Und hinterm Deiche regte sich das Meer.

Ich trat an eine steinern Tafel Brust,
Dart an der Straße, wo die Kinder spielen.
Die Kinder, deren Blüten schon entfalten,
Bestreuten ihren letzten Duft.

Kein Kreuz, kein Wort. Der Platz ist schwer zu finden.
Kein Esen, der sich um den Wurmum flücht.
Kein Sonnenstrahl, der durch die Zweige bricht.
So kalt. So öde. Grausam. — wäre nicht
Das Spiel der Kinder und der Duft der Blüten.

„Die Teazeremonie“.

Eine eigenartige und bei uns in Europa noch wenig be- kannte, japanische Sitte finden wir erwähnt in dem soeben in Reichens Universal-Bibliothek erschienenen und von Wilhelm Schmidtson mit einem biographischen Nachwort versehenen „Erlöschen Erzählungen“ von Charlot Straffer, einem jungen schweizer Dichter und Arzt, der weite Gebiete der Erde bereist, Ostindien und Südindien durchzogen hat, in Japan und Siam. Diese Sitte war und all das Fremdartige, Wunder- und Abenteuerliche, das ihm überall entgegengekommen, nun hier in glänzenden Geschichten schildert. „Das japanische Mädchen aus guter Familie“, so erzählt er an einer Stelle, „lern wie unsere „höheren Töchter“, eine Reihe gesellschaftlicher Unter- haltungsstücke, etwa dem Tanzen, Singen, Klavierspiel, Tennis- und Schachspielen bei uns antwortend. Die Japanerinnen lernen dafür: das Blumenbinden, den Tanz (aber in weit höherem Sinne als bei uns), das Spielen auf dem Koto, eine Art auf dem Boden liegender Harfe; den Gesang und die Begleitung dazu auf dem Shamisen: einer langhalsigen Gitarre und endlich, als Höchstes und Wichtigstes: Die Teazeremonie.

Die ihn mit sammetweichen Pfötchen hielt. Wie die Krüge die Maus mit Krallen schlug, wenn er sich ihr entwand. Verflucht! — diese Nacht!

„Das mich in Ruh.“ Er sprang auf.
„Aha! Wie ich's mit gedacht.“ Ein Stöhnen... Weinen... ein schütterndes: „Aha!“

Da kam Kurt die Sorge und Not. Nur keine Szene jetzt... Um Gott nein! Ruhe wollte er. Ruhe um jeden Preis.

„Wie... Kind... bist Du denn dumm. Was hast Du denn gedacht? Schafschne, ich bin verstimmt. Ich fand mich so gar nicht in diesem Krüge. Weißt Du, was das ist? Und dann weißt Du, die Gelehrte... Zimmer nur Müll und Kacke. Ne... Dafür bin ich zu dumm.“

„Trau... unheilvollendend lieh in dieser Woche die Zeit. Billiger Bürgerkrieg hier und dort — politische Wirren überall.“

Kapp-Mittwoch waren gefürzt. Von links drohte blutrote Reaktion. November-Revolutionäre, unglückselig wie die Osterkammer, rissen den Mund auf: „Verfassungsbruch — Hochverrat — nationales Selbsterlöschung.“

Man streifte. Lieh Sturm. Auf dem Schloßplatz gab's eine Schießerei. Tote und Verwundete lagen im Blut. Besenstängel zog das Grauen vorbei.

„Dart mit die Zeitung vom Leit.“ kat in dieser Woche Kurt. „Ich will nichts leben.“ Aber er war doch wie ein Kind, das nachst. Sich den Magen verbirbt. Wo er politische Neugierigen erschöcker konnte, griff er sie auf. Die Zeitungen las er natürlich doch. Dann schlug er oft mit der Faust auf den Tisch. „Eine Zeit... Eine herrliche Zeit!“

Seine Seele war krank. Schmachtschmerz darin wie schmerzlicher Gift. Verunreinigter Selbstzerfleischung: Diese stolze Frau, und Du armer Tor... Der hat... Alles Gehabe um ihn war ihm zum Speien.

Die Lüge... die Heuchelei...
Denn er lag... Tat sich Zwang...
Diese Lieh lag wie eine Rakete auf dem Sprünge.
Sie beobachtete ihn genau. War voll Verbrechen und Arg.

Diese wird von besonders dazu berufenen Lehrern ein- studiert und in allgemeinen von den Europäern sehr lang- weilig gefunden. Sie ist auch in Westdeutschland langweilig und wenig bekannt, aber, wie mit den Augen des Japaners schauen lernt und, wie der Spanier, der sich in die vor- europäische Zeit zurückverfolgt, der Zeit auszeichnet, kann, der ihm nicht den herrlichsten Reiz von den gefühlten, fehlerlosen Bewegungen der ausführenden Frauen an.

Die Teazeremonie ist für den Japaner der Ausbund archai- tischer Reinheit und Einfachheit. Ihrer Pflege kreibt er großen Ehrgeiz auf seine Kunst zu. Ursprünglich eine medicor- religiöse Erfindung, die von buddhistischen Priestern eingeführt worden sein soll, um den Choron Minamoto — im Jahr 1120 bis 1128 von Sufe, dem Reinsentrinchen abjuzulien, wurde sie bald an den Hof der Daimyos zum Anlaß der luxuriösen und glänzenden Festlichkeiten, an denen die ausübenden Ge- helben mit künstlichen Gehehlen bedacht worden sein sollen. Zu dieser Zeit (im 14. Jahrhundert) war die Teazeremonie eine Unterhaltung für die oberen Klassen Japans. Dann kam sie mehr und mehr ins Volk. Es wurden Schulen gegründet und Diplome an Lehrer erteilt, welche die richtige Art des Teazer- trinkens zu lehren berechtigt waren. Einfachheit wurde nun, der allgemeinen Praxis des Landes wegen, das durch die vielen Kriege im Jahr 16. Jahrhundert ganz ausgefallen war, zum ersten Postulat dieser Ausübung gemacht, und die Vere- cherung des altmodischen, zusammen mit einem erstarnten Eitelkeitstobes, gaben die Regeln, die bis heute unverändert fort- bestehen, bei Darstellung der Teazeremonie. Grüner Tee in Pulverform, vor den Augen der Eingeladenen in einer un- gewöhnlichen, komplizierten und formellen Art zubereitet, wird Lasse um Lasse den Gästen angeboten, unter Beachtung einer Folge von bis auf die letzte Bewegung des kleinen Fingers vorgeschriebenen, unpeuerlichen Regeln.

Wenn, wie gesagt, der Europäer Tee und Teazeremonie auch etwas langweilig findet, so dürfte sich doch der Jener über- legen, daß jedes im Grunde mindestens formstarrer ist, als bei uns Kräfte und Raffinesse. In jedem vornehmen Haus ist ein eigener Teazeremonienraum, der, wie jedes japanische Zimmer, nach Strohmatten bedeckt wird und nicht mehr und nicht weniger als dreierhalb Matten Fläche haben darf. Die Teilnehmer eines Festmahls in Japan werden immer nach der Form eines Hufeisens gesetzt, d. h., sie lauern am Boden vor halbmeterhohen, kunstvoll geschnitten und gearbeiteten Tischchen. Den Gästen gegenüber sitzen die zierlichsten Dienere- nnen der Welt, Geffhas und Negens, und wenden kein Auge vom Gesicht ihres Schuttschöbchens, um dessen Wäsche ohne Verfehl, ohne Frage zu ernten. Wo das Saufes sich öffnet, im Hintergrunde des Raumes, wird meistens ein Tanzspiel von Geffhas aufgeführt.“

Bunte Zeitung.

Figuren, die keinen Schatten werfen. Der erste muslimanische Maler Wamneri bereitet in Paris eine Aus- stellung seiner Werke vor. Wamneri wurde die figürliche Dar- stellung verboten, die er anachronistisch, nicht geistig, weil der Koran bekanntlich die Abbildung der Lebewesen verbietet. Manneri, der die Geistes-Mohammeden nicht überreden wollte, wußte sich aber zu helfen. Er besagte die wichtigsten Koran- gebote und diese erklärte, daß der besagte Spruch, der die Darstellung aller Lebewesen verbietet, falsch ausgelegt werde. Der Koran verbiete nur die Herstellung von Figuren, die einen Schatten werfen, also von plastischen Gestalten, weil diese zum Götzenbilderei verleiten könnten. So konnte denn Manneri als erster Maler in Arabien, da seine Gestalten auf der Ebene und keinen Schatten werfen. Zwar hat es in der arabischen Blütezeit schon große Künstler gegeben, doch befähigt sich diese, um nicht gegen den Koran zu verstoßen, nur mit Architektur, Dekoration und Ornamentik. Die figürliche Darstellung der menschlichen Gestalt war aber streng verboten.

Im Schneefest gefasst. In London gelangte dieser Tage ein „Arabianisches nach Eien“ betitelter Film zur Ver- öffentlichung, der von Londoner Malern als ein wunderbares Kino- malerische Bild geachtet wurde. Die Aufnahme dieses Sensationsfilms, der ein Schauerdrama auf dem Eise dar- stellt, hat nicht nur einen Kostenaufwand von 200 000 Pfund und Stering verursacht, sondern mußte auch unter ungewöhnlichen schwierigen Umständen vorgenommen werden.

Nachts grübelte Kurt jezt, Stunden ohne Schlaf. Die Erinnerung an eine frühe, reine Frau brannte in seinem Blut... Die Schmachtschmerz nach einem großen Glück... Ute neben ihm lag schlafend wie in röchelndem Jahn. Wobler er sich nach links, sah er ihren schlummernden goldblonden Schopf. Wie eine große, mollige Kugel zusammengeballt, lag sie im Schlaf.

Kann halbe er wohl manchmal die Faust. Nacht, wie damals Frau Kall: „So ne Schwärzerei.“

In dieser Zeit begab es sich, daß Mutterchen ihm schrieb. „Jungchen... Ich habe eigentlich mit Lieschen folgenden Plan. Wir wollen — wenn das Wetter gut ist — Dich über Ostern in Königberg besuchen. Ich möchte sehr, wie Du lebst. Auch etwas Schmachtschmerz nach meinem Geburtsort Polmdien trüch mich dorst. Wir hatten über die Feiertage einen Ausflug nach dem Samlande geplant. Ja — Jungchen... ich weiß, Du hättest Dich über unser Kommen gefreut. Aber schließlich dachtest wir doch, in den Feiertagen bleibt man wohl am besten zu Haus. Also komme nur Ostern zu uns. Und wir besuchen Dich nach den Feiertagen dort.“

Kurt ging mit diesem Brief sofort zu Ute ins Schlaf- zimmer hinein. Sie lag vor dem Spiegel. Zog den Kamm hinterher durch das goldblonde üppige Haar.

„Na, Schas...?“
„Du meine Mutter kommt her.“
„Wann?“
„Sie wollte ich schon zu dem Fest. Aber es ist möglich, daß sie ihren Besuch bis nach Ostern verschiebt.“

„Ach so.“
Weiter sagte sie nichts. Sie drehte und schloß jetzt das Haar. Golden schlummernden Schlangen gleich ringelte es sich über Nacken und Arm.

Es half nichts, Kurt wagte sich weiter hervor.
„Ja — wie wird es dann aber mit uns?“
„Sie drehte den Kopf.“

„Warum?“

Gräueln Biflan Gift, die Vertreterin der Gelbin im Film erklärte, daß sie für eine so risikante Aufnahme nicht bereit zu haben sei. Die Denen der Filmdeutler ereignen über Höhepunkt am Rißte River in nordamerikanischen, an der Grenze Kanadas gelegenen Staate Vermont. Sie mußten hier etwa vier Monate in kaltem gemäßigtem Hochfieber und Kälte kampieren. An einem düsteren Wintertag war Witz Gift in Ausführung ihrer Rolle gezwungen, das hochüber- wachte Zimmer zu verlassen und in dümmen Reibe in den wühlenden Schneesturm hinauszuheben. In der Kälte der Gelbin, die einen Selbstmord begehen will, mußte sie dann eine auf dem Fluße treibende große Eishölzer verlassen und sich hier der Ränge nach hinlegen, während ihre Arme im eiskalten Wasser lagen. Erst nach 15 Minuten war es dem Gelben gelungen, die Lebensmittele zu retten, und damit aus jener unbequemen Situation zu befreien. Während dieser Zeit war das Eis unter dem warmen Körper der Dame geschmolzen, so daß sie gerettet war, in einer Kasse schmelzigen Wassers den heißerhitzten Retter zu emaren.

Literatur.

Dante. Göttliche Komödie. Eine Auswahl von Gesängen übertragen von H. Fehrmann. Mit einem Vorwort. Stuttgart bei W. Metzler, 1922. Auf holzernen Papier in künstlerischem Einband. München 1921. C. S. Bed. In der Zeit der Dante-Übersetzungen, bei denen Feh- der wohl die meisten in einem der schönsten Bücher des Heiden, fällt ein mit einer der schönsten Geschichten. Die Komödie von Dante und Beatrice geschmücktes kleines Buch auf, das sich vornimmt, den Leser zu den Schönheiten des Bur- gatorio und Paradiso vorbringen zu lassen. Fehrmann gibt nämlich in gereimten Versen nur eine Auswahl aus dem großen Gedicht, nur solche Stücke, in denen die dichterste Gestaltungskraft Dantes sich am schönsten zeigt, und in denen sein Geist, sein Naturgefühl zu uns am vornehmlichsten spricht. Auch die Form dieser Übersetzung wird den Leser gefallen, denn er vermischt hier mit den Mitteln unserer Sprache eine Versmusik, die ihm auch den Wohlklang und Rhythmus des Originals hören läßt. Einige Stellen ganz harter Anmerkungen sind für Wohlgelehrte beigefügt, ebenso ein sehr wertvoller Beitrag über die geistigste Dantes, so daß der Leser hier ein Buch findet, aus dem er sehr bald eine begründete Vorstellung von der Schönheit dieses Weltweises und von der auch heute noch lebendigen Kraft des Dante- geistes gewinnen kann.

Städtebaukunst. Von Stadtbaurat Beigeordneten Diplom- ingenieur S. Chyghs. (Wissenschaft und Bildung, Band 180). Verlag von Duellé u. Meyer in Leipzig, 1921. Der Krieg hat, wie auf vielen Kulturgebieten, auch die Entwicklung des Städtebaus auf Jahre gerührt und doch ist die Lösung dieser Aufgabe von entscheidender Bedeutung für die Gestaltung unserer sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Umso wichtiger werden und notwendig ist es, daß sie für die Zukunft vorbereitend weitest- mögliche Kenntnisse und Behörden ihre Aufmerksamkeit konzentriert. Dies wird Chyghs' Buch ein ausgezeichnetes Führer sein. Er behandelt den Städtebau nicht etwa nur von der künstlerischen Seite, sondern auch unter volkswirtschaftlichen, hygienischen, ver- kehrsmäßig- und geographischen Gesichtspunkten. Neben- überaus interessant ist die erste Abhandlung über die geschicht- liche Entwicklung des Städtebaus. Aber auch die weiteren Abhandlungen enthalten eine Fülle wertvoller Einzelheiten über den Städtebau, die Bauordnung, die Bauverwaltung, die Bauungspläne und die Durchführung der Stadterweiterung an der Hand von praktischen Beispielen entwickelt. Dabei merkt man stets die reiche Erfahrung des Städtebauers, der sich selbst an großen Projekten mit Erfolg betätigt hat. Den Gartenstädten und dem Siedlungsproblem ist besondere Auf- merksamkeit geschenkt. Zahlreiche Beispiele zeigen, wie volks- wirtschaftlich wertvolle Anlagen zu schaffen sind. Selbst der Architekt von Verlos findet hier wertvolle Anlehn. Alles in allem ein überaus zeitgemäßes und wertvolles Buch.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 22, Fernruf 4522 u. 1634

„Na — was tust denn Du, wenn meine Mutter nun kommt?“

Ihm schlug das Herz. Jetzt mußte er hören: „Tann Du ich schon fort.“ Aber Ute zog den Kamm wieder jenenartig durch das Haar. Und sagte nur:

„Ach Du — dann fahre ich für die paar Tage zu meiner Mutter nach Bonartz.“

— Kurt wußte sich keinen Rat. So ging das nicht mehr fort. Jemand etwas mußte gescheln. Aber um Gotteswillen nur was? Sollte er Ute gar selbst den Stuhl vor die Tür, gab es Krämpfe — Schreierei. Er rechnete mit Selbstmordüberjuden. Sah schon die Polizei... Sich selbst vor Gericht... Frau Kall wegen Pupperei in Schande und Gram.

Rein...
Er besuchte Gellert auf der Redaktion. Das Arbeits- militien des Pöten trug die herausgeprägten Notizen wie sonst. Grogdunst und Qualm. Aber aus seinen Augen schloß heute auf Kurt ein finsterner Blick.

„Mensch... ich freffe Sie auf.“
„Warum?“

„Sie politischer Phantasi... Sie sind... Was haben Sie nun? Sie wollegehorntes Schaf.“

Aber Kurt hob die Hand. „Bester Gellert, hören Sie auf. Lassen Sie die Politik. Ich brauche heute den Freund.“

Und er klagte Gellert sein Leid.
„Du...“ sagte der. „Das ist schlimm. Derartige Frauen sind oft wie die Freitiden im Bau. Sie laugen sich voll. Und kommen nicht raus. Mag man pressen und loden, so viel man will.“

Er schüttelte nachdenklich den Kopf.
„Erkert — Sie haben Recht.“

Der schlug auf den Tisch neben sich, daß der Tischbeleg tanzte.

„Was will bloß das Weib? Warum geht sie nicht fort? Ich verstehe das nicht mehr.“

(Fortsetzung folgt.)